

Wo Ideen gebündelt werden

Für den Steuerzahler hat sich das Berliner Wissenschaftskolleg bereits gelohnt / Von Bruno S. Frey

Was ist ein Wissenschaftskolleg zu Berlin? Was sind seine Ziele und wie ist es organisiert?

Diese und ähnliche Fragen sind in den Medien öfters behandelt worden; das Wissenschaftskolleg kann sich über eine mangelnde Aufmerksamkeit nicht beklagen. Die bisherigen Beiträge – die meisten sind kurz nach der Eröffnung im Jahre 1981 verfaßt worden – haben jedoch einen Mangel: Sie sind weitgehend überholt, weil sich das Wissenschaftskolleg wesentlich gewandelt hat. Vieles mußte erst gelernt werden, was bei einer neu geschaffenen Einrichtung nicht erstaunen kann. Überdies beschäftigen sich manche Beiträge allzusehr mit verwaltungstechnischen und organisatorischen Problemen – oder mit Nebensächlichkeiten wie dem (vermeintlichen) „Zwang“ zum gemeinsamen Mittagessen. Wie nun aber tatsächlich am Wissenschaftskolleg geforscht wird und wie die interdisziplinäre Arbeit praktisch aussieht, wird kaum behandelt. Inwiefern wird der eigentliche Zweck der Gründung dieser neuartigen Institution erfüllt? Schließlich ist auch zu fragen, ob die in einigen Artikeln erhobene herbe Kritik am Wissenschaftskolleg heute berechtigt ist. Wird das Geld des Steuerzahlers für eine quasi-elitäre Einrichtung ohne viel wissenschaftliche Wirkung vergedeut?

Den Verfasser hatten die kritischen Pressenachrichten zu einer eher negativen Haltung gegenüber dem Wissenschaftskolleg veranlaßt. Als ich eine Einladung als „Fellow“ für das Jahr 1984/85 erhielt, war ich deshalb eher unentschlossen, ob ich meine gut eingespielte Forschergruppe und die Lehrtätigkeit an meiner Universität zeitweilig aufgeben sollte. Im Verlaufe des Aufenthaltes hat sich meine Ansicht jedoch wesentlich geändert.

Ich halte das Wissenschaftskolleg als eine für die akademische Landschaft der Bundesrepublik zukunftsweisende Einrichtung, die auch vom Standpunkt des Steuerzahlers gut zu begründen ist.

Meine Ausführungen sind bewußt subjektiv; sie erfolgen vom Standpunkt eines Sozialwissenschaftlers (Nationalökonom) und (deutschsprachigen) Ausländers. Sie nehmen nicht in Anspruch, für alle Mitglieder des Kollegs in gleicher Weise zu gelten. Vielmehr soll an einem Beispiel geschildert werden, wie die wissenschaftliche und insbesondere die interdisziplinäre Arbeit am Wissenschaftskolleg heute praktisch vor sich geht. Aus diesem Grunde wird auch nicht auf die Kritik an den Zuständen in der Vergangenheit eingegangen. Was zählt, ist, was gegenwärtig am Wissenschaftskolleg geleistet wird.

Im November 1981 wurde in Berlin ein Institut gegründet, das die Wissenschaft fördern soll, indem es die Wissenschaftler fördert. Es lädt für jeweils ein Jahr hervorragende Forscher ein.

Der Nationalökonom Bruno S. Frey der Universität Zürich gehörte zu ihnen.

Grundsätzlich forscht jeder Wissenschaftler auch an einer interdisziplinären Einrichtung wie dem Wissenschaftskolleg auf seinem eigenen Gebiet. Und das ist gut so. Die heutige Wissenschaft verlangt vor allem andere Kompetenzen in einem bestimmten, spezialisierten Forschungsbereich. Würde mit dieser Arbeit auch nur ein Jahr ausgesetzt, würde diese Kompetenz schnell verlorengehen. Diese grundsätzliche Konzentration auf das eigene Fach steht der Interdisziplinarität nicht etwa entgegen. Ganz im Gegenteil: Nur wer auf seinem eigenen Fachgebiet gut Bescheid weiß und leistungsfähig ist, kann einen Beitrag zur interdisziplinären Forschung leisten.

Ich habe mich beispielsweise mit wirtschaftlichen Aspekten der Kunst auseinandergesetzt. Wegen der für Ökonomen neuartigen Thematik waren mir dabei viele Aspekte unklar, und ich verfüge an manchen Stellen über mangelhafte Literaturkenntnisse. Was würde es mir nützen, wenn das Kolleg von Wissenschaftlern bevölkert wäre, die zwar viel über alles mögliche wissen, aber ihr eigenes Fach nicht beherrschen? Für meine Forschungsarbeit war es vielmehr hilfreich, daß ich etwa einen Musikwissenschaftler, einen Komponisten und einen Historiker nach konkreten Einzelheiten aus seinem Gebiet fragen konnte und kompetente Antworten erhielt.

Meine Bemühungen, die Kunst aus wirtschaftlicher Sicht zu analysieren, wurden dadurch wesentlich erleichtert und beschleunigt, weil ich darauf vertrauen konnte, daß die erteilten Auskünfte auch richtig sind. Auf diese Weise konnte ich auch unnötige Umwege vermeiden, denn anhand der Literatur eines anderen Faches ist der gegenwärtige Stand der Forschung ja kaum zu ergründen: So besteht dauernd die Gefahr, daß einzelne Beiträge überbewertet und andere unterschätzt werden.

Voraussetzung für eine fruchtbare Zusammenarbeit von Wissenschaftlern ist somit vor allem, daß die beteiligten Forscher bereit sind, zu zeigen, was ihr eigenes Fach zu leisten fähig ist. Eine weiterführende wissenschaftliche Diskussion kommt darüber hinaus nur zustande, wenn geeignete Ansprechpartner vorhanden sind. Die Vorstellung, eine wissenschaftliche Kooperation geschähe von selbst, wenn eine genügende Zahl von Wissenschaftlern genügend lange zusammengesetzt werden, ist allzu optimistisch. Zu Recht ist am Wissenschaftskolleg deshalb neuerdings beschlossen worden, Schwerpunkte zu bilden und dafür geeignete Wissenschaftler einzuladen. Im laufenden Jahrgang 1984/85 gibt es zum Beispiel Schwerpunkte in antiker Philosophie, slawischem Drama, Thermodynamik und Politischer Ökonomie.

Diese Ausrichtung hat sich sehr bewährt: Jeder einzelne „Fellow“ findet unter den fünf oder sechs anderen Angehörigen seines Schwerpunkts natürliche Ansprechpartner (die er oder sie mit Sicherheit schon aus der Literatur, zuweilen auch persönlich kennt). Ohne jegliche Steuerung von oben (dem Rektor) oder von außen treffen sich die Angehörigen dieser Schwerpunkte zu wöchentlichen Seminaren, die gerade wegen ihrer zwanglosen Natur produktiv sind. Der einzelne Wissenschaftler beteiligt sich daran nur, weil er für seine wissenschaftliche Arbeit Gewinn erwartet. Ist er mit dem Ablauf unzufrieden, weil er zu wenig profitiert, wird er eine Änderung anstreben.

Neue wissenschaftliche Ideen lassen sich nicht erzwingen; sie erfordern Zeit. Insbesondere gilt dies für die interdisziplinäre Forschung, weil dabei die in jahrzehnte- und oft sogar jahrhundertalten Traditionen gewachsenen Sprachen und Denkweisen zu verbinden sind. Häufig werden sich die Beteiligten erst nach ausgiebigen Diskussionen darüber klar, welche Position die eigene Wissenschaft einnimmt. Innerhalb des eigenen Faches wird vor allem die Art der Fragestellung als eine Selbstverständlichkeit unterstellt, über die nicht weiter nachgedacht wird (auch nicht in meist zwecklosen methodologischen Diskussionen). Deshalb können sie auch nicht einem Kollegen eines anderen Faches am Anfang eines interdisziplinären Gesprächs mitgeteilt werden.

Daß interdisziplinäre Forschung Zeit erfordert, sei anhand meiner eigenen Erfahrungen mit einem Psychologen (Klaus Foppa) am Wissenschaftskolleg illustriert. Vorauszuschicken ist, daß eine Zusammenarbeit zwischen Ökonomen und Psychologen allgemein als sehr erwünscht angesehen wird, in der Wirklichkeit aber praktisch nie unternommen wird.

Von mir aus bestanden recht konkrete Vorstellungen darüber, in welche Richtung diese interdisziplinäre Forschung im Rahmen des Schwerpunkts Politische Ökonomie laufen sollte. Nach einigen Gesprächen ist uns dann allerdings deutlich geworden, daß unsere Interessen und Fragestellungen erheblich auseinanderliegen. Wir mußten auch zur Kenntnis nehmen, daß die Psychologie nicht direkt Erkenntnisse aus der Ökonomie übernehmen kann und daß umgekehrt auch die Wirtschaftswissenschaft nicht ohne weiteres Elemente aus der Psychologie integrieren kann.

An dieser Stelle wäre normalerweise der Versuch interdisziplinärer Zusammenarbeit abgebrochen worden: Jeder wäre zu seinem eigenen Fach zurückgekehrt, wo die übliche Arbeit wartet und wissenschaftliche Meriten einfacher zu erwerben sind. Nicht so am Wissenschaftskolleg. Hier besteht die Möglichkeit und die Muße, eine wissenschaftliche Unternehmung auch dann durchzuführen, wenn sie keine unmittelbaren Erträge abwirft.

Dank der regelmäßigen Treffen (dem vieldiskutierten Mittagessen) haben wir die Gespräche fortgeführt, auch wenn wir dies beide als „Luxus“ empfanden. Nach einer Reihe von mühseligen und freudlosen Treffen haben wir dann zu unserer eigenen Überraschung plötzlich ein Thema und eine Fragestellung gefunden, zu der wir beide Ideen beizutragen hatten, die – wie es uns schien – sinnvoll zusammengefügt werden konnten. (Es handelt sich um die Grundlagen menschlicher Entscheidungen, insbesondere die Rolle der Wahrscheinlichkeiten bei der Abwägung von Alternativen.) Wir waren von unserer „Theorie“ begeistert und haben die Reaktion von Dutzenden anderen „Fellows“ erkundet. Schließlich haben wir ein Kolloquium am Wissenschaftskolleg organisiert, an dem wir unsere Ideen mit auswärtigen Kollegen diskutieren konnten.

Auch diese Diskussionen erforderten Zeit, und unsere Vorstellungen haben sich in deren Verlauf noch wesentlich geändert. Heute, nach mehr als einem halben Jahr, haben wir gemeinsam ein Papier fertiggestellt (es wird im nächsten Jahrbuch des Wissenschaftskollegs veröffentlicht werden). Nachdem die Grundlagen in enger Kooperation erarbeitet wurden, ist es nun wieder sinnvoll, daß der Einzelwissenschaftler das Zepter übernimmt: Jeder von uns versucht, die gewonnenen interdisziplinären Ideen so zu formulieren, daß sie von der eigenen Wissenschaft zur Kenntnis genommen werden. Auf diese Weise wird ein wissenschaftlicher Fortschritt erzielt, nicht durch eine unüberlegte Vermengung zweier traditioneller Wissenschaften (was bestenfalls zu wohlklingenden Gemeinplätzen führen würde).

Wissenschaftliche Forschung erfordert einen raschen Zugriff auf Information. Hinsichtlich der Bücher ist am Wissenschaftskolleg eine effiziente und sinnvolle Lösung getroffen worden. Auf den Aufbau einer eigenen Bibliothek ist (mit Ausnahme einiger Nachschlagewerke) verzichtet worden. Statt dessen werden die benötigten Bücher durch die Bibliothekarinnen des Kollegs aus den bereits bestehenden Bibliotheken ausgeliehen, was vorzüglich funktioniert. Bei Zeitschriften – die ja in vielen Wissenschaften heute weit wichtiger als Bücher sind – ist das Verfahren hingegen zeitraubend und irrational (was nicht am Kolleg liegt): Es muß jedesmal der gesamte Jahrgang bestellt werden, aus dem dann der einzelne Aufsatz gelesen und/oder kopiert wird. Weit effektiver wäre es, in jeder Region oder sogar im deutschsprachigen Raum insgesamt eine zentrale Stelle mit dem Erwerb aller Zeitschriften aller Wissenschaften zu beauftragen, und vor allem für die Ressourcen zu sorgen, daß jeder Artikel innerhalb eines Tages kopiert und zugesandt wird.

Läßt sich das Wissenschaftskolleg vom Standpunkt der Steuerzahler rechtfertigen? Ist diese Institution zusätzlich zu den bereits bestehenden wissenschaftlichen Einrichtungen zu verantworten?

Um die Frage nach dem Nutzen zu beantworten, muß die heutige Situation der europäischen und deutschen Wissenschaft auf dem Hintergrund

der Nachkriegsentwicklung betrachtet werden. Nach 1945 sind die Natur- und Sozialwissenschaften maßgeblich durch die Vereinigten Staaten bestimmt worden. Ein mehr oder weniger langer Amerikaaufenthalt ist selbstverständlich geworden. Entsprechend dominant ist der Gebrauch der englischen Sprache, Terminologie und Darstellungsart geworden. Diese Phase der Entwicklung war notwendig; nur auf diese Weise war es möglich, den Anschluß an die Spitze der Forschung wieder herzustellen.

Heute ist es aber an der Zeit, auch die Nachteile dieser fast ausschließlichen Ausrichtung nach Amerika zu sehen. Zum einen hat darunter die wissenschaftliche Originalität gelitten. Vieles, was in deutschsprachigen Ländern produziert wird, ist ein Abklatsch amerikanischer Vorbilder. Zum andern werden (zumindest in den Sozialwissenschaften) die eigenen historischen und institutionellen Bedingungen übersehen, weil kritiklos Theorien übernommen werden, die für amerikanische Verhältnisse gelten. In der Nationalökonomie etwa sind unüberlegt Theorien des Arbeitsmarktes übernommen und in Lehrbüchern für Studenten dargestellt worden, die für das amerikanische System des „hiring and firing“ gelten mögen, auf europäische Verhältnisse aber nur partiell und mit größter Vorsicht anzuwenden sind. Als Ergebnis davon ist auch die deutschsprachige Wissenschaft für die Amerikaner in weiten Bereichen von geringem Interesse, weil sich hier nichts Eigenständiges findet, wovon sie profitieren könnten.

Langsam beginnt sich eine Änderung abzuzeichnen (auch wenn dies vielerorts nicht gesehen wird): Die Nachkriegszeit geht für die deutsche und europäische Wissenschaft langsam zu Ende. Verantwortlich ist sicherlich der bei uns erreichte wirtschaftliche Entwicklungsstand, der den Wissenschaften in Form großzügiger Mittel zugutekommt. Auch Reagans Politik, die Zuwendungen für die nicht-militärische Forschung (und damit insbesondere für die Sozialwissenschaften) wesentlich zu kürzen, bringt der Wissenschaft in Europa Vorteile. Als Folge davon ist Europa und insbesondere die Bundesrepublik Deutschland für amerikanische Wissenschaftler attraktiv geworden.

Die sich bietende Chance, den Schwerpunkt der Forschungstätigkeit etwas in Richtung Europa und Deutschland zurückzuverlagern, ist vom Wissenschaftskolleg tatkräftig aufgegriffen worden: Wissenschaftler, die auf ihrem Forschungsgebiet eine führende Stellung einnehmen, werden für ein Jahr nach Berlin eingeladen, wobei aber klargemacht wird, daß sich das Wissenschaftskolleg im deutschen Sprach- und Kulturkreis befindet. Entsprechend ist die Umgangssprache am Kolleg deutsch, und die vom Rektorat und der Verwaltung vermittelten Informationen werden nicht übersetzt. Ebenso werden die in Deutschland üblichen Sitten und Gebräuche nicht schamhaft unterdrückt, sondern beibehalten und sogar gepflegt. Dieses Bekenntnis zur deutschen Sprache und Kultur ist wesentlich auch der Verdienst des derzeitigen Rektors, des Germanisten Peter Wapnewski.

Das Ergebnis ist erstaunlich: Unter den nicht deutschsprachigen Mitgliedern dieses Jahrgangs – es ist bei weitem die Mehrzahl – ist nicht etwa ein aktiver oder passiver Widerstand gegen die prinzipielle Verwendung der deutschen Sprache zu spüren. Eher ist das Gegenteil festzustellen. Gerade die lebendigsten und interessantesten Mitglieder haben sich ernsthaft und mit erstaunlichem Erfolg bemüht, Deutsch zu lernen und zu sprechen.

Wie für wohl alle meine deutschsprachigen Kollegen war dies ein ganz neues Erlebnis. Gewohnt, daß an internationalen Treffen von Wissenschaftlern ohnehin nur englisch gesprochen wird, haben wir am Wissenschaftskolleg erfahren, daß Wissenschaftler aller Herren Länder durchaus deutsch miteinander diskutieren können.

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es geht nicht um ein Zurückdrehen der Entwicklung, noch geht es um Nationalismus (der Autor ist Schweizer). Englisch ist und bleibt die übliche Sprache der internationalen Wissenschaft. Vielmehr geht es um eine vernünftige Rückbesinnung auf die eigene Kultur und damit um eine verstärkte Geltung unseres Beitrags zur Forschung. Es ist nun einmal lächerlich, wenn in einer Gruppe von zehn deutschsprachigen und einem englischsprachigen Wissenschaftler in Deutschland die Diskussion in englisch geführt wird (was ich mehrfach erlebt habe). Wie die Erfahrungen am Wissenschaftskolleg gezeigt haben, lernt dieser sehr schnell deutsch zu verstehen, wenn er dazu einen Anreiz hat – häufig ist er für die Gelegenheit dazu ausgesprochen dankbar. (Eine auch international zuweilen sinnvolle Lösung – die in der vielsprachigen Schweiz die Regel ist – besteht darin, daß jeder in seiner Muttersprache redet und von den anderen verstanden wird.)

Die Verwendung von Deutsch als Wissenschaftssprache unter sinnvollen Bedingungen – also insbesondere im deutschen Sprachgebiet selbst und wenn die Kosten der ausländischen Teilnehmer von hier aus bezahlt werden – hat den nicht gering zu veranschlagenden Vorteil, daß die wissenschaftlichen Beiträge aus unserem Kulturkreis stärker beachtet werden, weil die Sprache dann zu unseren Gunsten eingesetzt werden kann. Gerade längerfristig sind positive Wirkungen zu erwarten. Nur wenn den sich bei uns aufhaltenden ausländischen Wissenschaftlern ein Anreiz gegeben wird, deutsch zu lesen und zu verstehen, werden die bei uns erzielten Forschungsergebnisse insbesondere in Amerika regelmäßiger zur Kenntnis genommen.

Dem Wissenschaftskolleg ist in dieser Hinsicht eine Führungsrolle zugefallen. Es zeigt die Möglichkeit auf, in der heutigen Zeit Wissenschaft mit einem festen Standpunkt in der eigenen Kultur und Sprache zu verbinden, ohne jeglichen Anflug von Nationalismus oder aber andererseits bloßer passiver Nachahmung amerikanischer Vorbilder (wie es manch andere deutsche Forschungsinstitutionen noch anstreben). Damit wird ein wirkungsvoller Beitrag zur Förderung einer originellen und international anerkannten deutschen und europäischen Forschung geliefert.